

# Zur Stärkung des Sozialen

Von Martin Schenk

Samstagnachmittag im Treffpunkt in der Sozialberatungsstelle. Gut zwanzig Frauen und Männer kommen hier monatlich zu einem Austausch zusammen. Als Thema steht heute die Frage nach dem guten Leben auf dem Programm. Für Maria zum Beispiel gehören gute Bus- und Bahnverbindungen unbedingt dazu, weil sie sonst nicht mobil genug wäre und kaum mehr Freiräume hätte. Anna kann sich ein gutes Leben nicht ohne Musik vorstellen, Peter fallen zu allererst Bücher ein, die er braucht, „damit die Welt größer wird“. Margot ist ein Platz zum Wohlfühlen besonders wichtig, Irene weist auf die Leichtigkeit hin, für Baruch sind sinnvolle Arbeit und gerechter Lohn unverzichtbar. Schnell wird klar, dass es mit einer Sache meist nicht getan ist und dass zu einem guten Leben vielerlei und Unterschiedliches gehören.

Dabei geht es nicht nur um die Verteilung von Geld, sondern auch um die von Lebensqualität, Wohlbefinden, Chancen, Anerkennung, Gesundheit oder Lebenserwartung. Das Fehlen einer Komponente kann nicht durch ein „Mehr“ einer anderen Komponente wettgemacht werden. Weil Bildung, Essen, Gesundheitsversorgung gerade in ihrer Kombination wichtig sind und Deals à la „Ihr bekommt mehr zu essen, dafür gibt es keine Redefreiheit“ nicht dem guten Leben dienen. Zum guten Leben gehören auch die Fähigkeit, Gefühle auszudrücken und zu empfinden, in der Lage zu sein, gute Beziehungen zu pflegen, den eigenen Lebenskontext mitgestalten zu können, Möglichkeiten und Anlässe zum Lachen, Spielen und zum Entspannen zu haben.

## **1. Vom guten Leben**

a) *„Es geht um die Verteilung von Geld, aber immer auch um die von Lebensqualität, Wohlbefinden, Chancen, Anerkennung, Gesundheit oder Lebenserwartung.“*

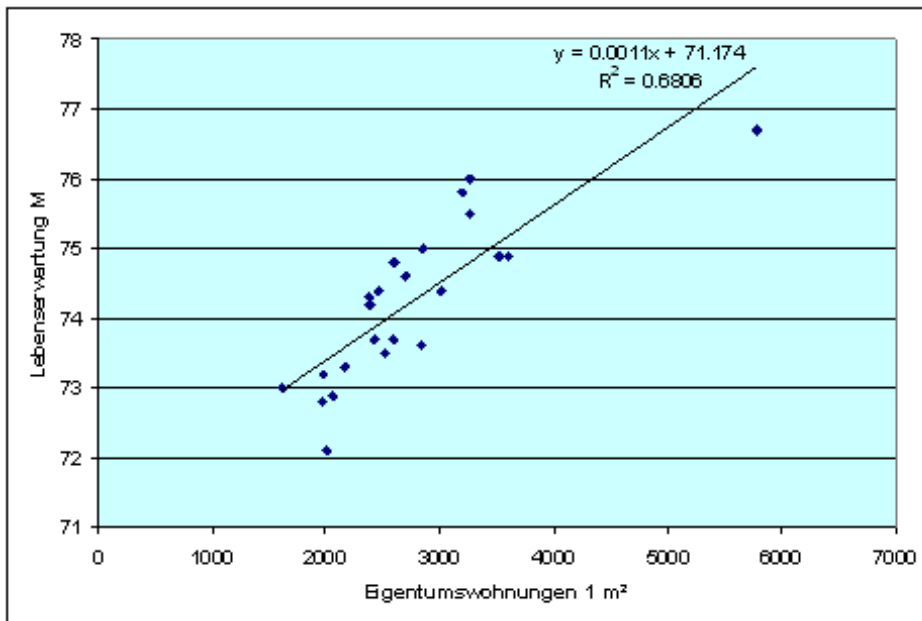
Entscheidend dabei ist sowohl die Frage wie viele Ressourcen zur Verfügung stehen, als auch die Frage, was Menschen tun und sein können. Es geht darum, was Menschen haben, und immer auch, was sie tun und sein können.

Was gehört zum guten Leben? Jedenfalls immer auch materielle Sicherheit. Denn: Geld macht zufrieden. Wer arm ist und sich materiell verbessert, erhält einen deutlichen Anstieg der Zufriedenheit. Die Effekte sind bei Ärmern besonders stark. Insgesamt sind Menschen mit höherem Einkommen zufriedener und äußern höheres Wohlbefinden. Allerdings erfolgt ab einem gewissen Einkommen keine Steigerung mehr. Geld macht zufrieden, aber nicht unbegrenzt.

Anders bei Gesundheit und Lebenserwartung: Die steigen linear mit höherem Einkommen und sozialer Stellung. Steige ich im ärmsten 15. Wiener Gemeindebezirk in die U-Bahn und im noblen 1. Bezirk am Stephansplatz wieder aus, dann liegen dazwischen 4 Minuten

Fahrzeit – aber auch 4 Jahre an Lebenserwartung der jeweiligen Wohnbevölkerung. Es lässt sich eine soziale Stufenleiter nachweisen, ein sozialer Gradient, der mit jeder vorrückenden Einkommensstufe die Gesundheit verbessert und das Sterbedatum nach hinten verschiebt. Reden wir über Gerechtigkeit zahlt es sich aus, nicht immer vom Mangel auszugehen, sondern das Ganze im Blick zu haben, das gute Leben, die Fülle zu sehen.

Abb: Sterberisiko nach Wohnkosten



b) *„Das Soziale ist nicht nur eine Frage nach Geld und Gütern, sondern auch an Freiheiten und Möglichkeiten, die diese Güter in unserer Gesellschaft verschaffen. Es geht um Mangel an Verwirklichungschancen.“*

Von Freiheit können wir erst dann sprechen, wenn auch die Freiheit der Benachteiligten eingeschlossen wird. Eine Liberalisierung, die die Wahlmöglichkeiten und Freiheitschancen der Einkommensschwächsten einschränkt, ist eine halbierte Freiheit.

Seitenverkehrt zum Reichtum ist Armut eine der existenziellsten Formen von Freiheitsverlust. Der Unterschied zwischen unten und oben zeigt sich in dem Ausmaß, in dem man über Versorgungs- und Einkommensspielraum verfügt, über Kontakte und Kooperationen, über Lern- und Erfahrungsspielraum, über Muße- und Regenerationschancen und über Mitbestimmungs- und Mitentscheidungsmöglichkeiten: Bei Reichtum geht es ja nicht nur um das ausgegebene Geld, die konsumistische Seite. Es geht auch um den Möglichkeitsraum, den Reichtum für die betreffenden Personen eröffnet. Ein Sicherheitsraum entsteht, der sich aus dem Konjunktiv nährt. Für den Fall, dass man`s hat, wenn man`s braucht. Reichtum definiert sich durch kapitale Möglichkeiten: mehr Inklusion, mehr Partizipation, mehr Reziprozität. Personen mit höherem sozialem Status verfügen im Verhältnis über mehr Selbstwirksamkeitserfahrungen, über mehr Möglichkeiten positiver Selbstbewertungserfahrungen, über mehr Selbsteinbindungserfahrungen. Der Soziologe Pierre Bourdieu<sup>1</sup> spricht von ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital.

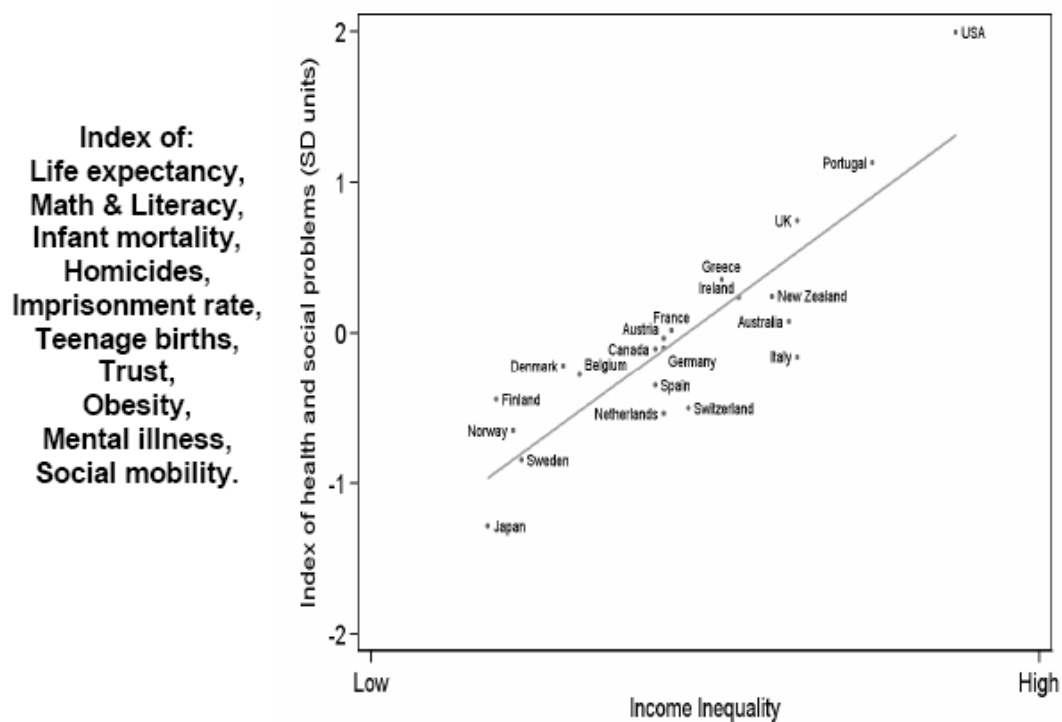
## 2. Was nicht dem guten Leben dient

„Die soziale Schere ist teuer und kostet. Soziale Polarisierung schadet und kommt uns allen teuer.“

Mehr soziale Probleme verursachen volkswirtschaftliche Kosten. Eine höhere Schulabbrecher-Quote beispielsweise bringt durch steigende Sozialausgaben, höhere Gesundheitskosten und entgangene Steuereinnahmen Kosten von 3 Milliarden Euro bei 10.000 Drop-Outs. Oder wird Kinderarmut nicht bekämpft, entstehen Kosten von 4% des Bruttoinlandsprodukts (BIP) pro Jahr. Ihre Bekämpfung kostet aber nur 0,4% des BIPs, also 10-mal so wenig, wie jedes Jahr an Mehraufwand entstehen.

Geht die Schere zwischen arm und reich noch mehr auf, heißt das mehr Krankheiten und geringere Lebenserwartung, mehr Teenager-Schwangerschaften, mehr Status-Stress, weniger Vertrauen, mehr Schulabbrecher, vollere Gefängnisse, mehr Gewalt und mehr soziale Ghettos. Die soziale Schere bringt mehr Gewalt, mehr Stress, weniger Leben und weniger Vertrauen. Dazu gibt es Bücherregale voll empirischer Belege aus der Public Health Forschung.<sup>ii</sup>

Abb: Gesundheitliche und soziale Probleme in Relation zur Einkommensungleichheit



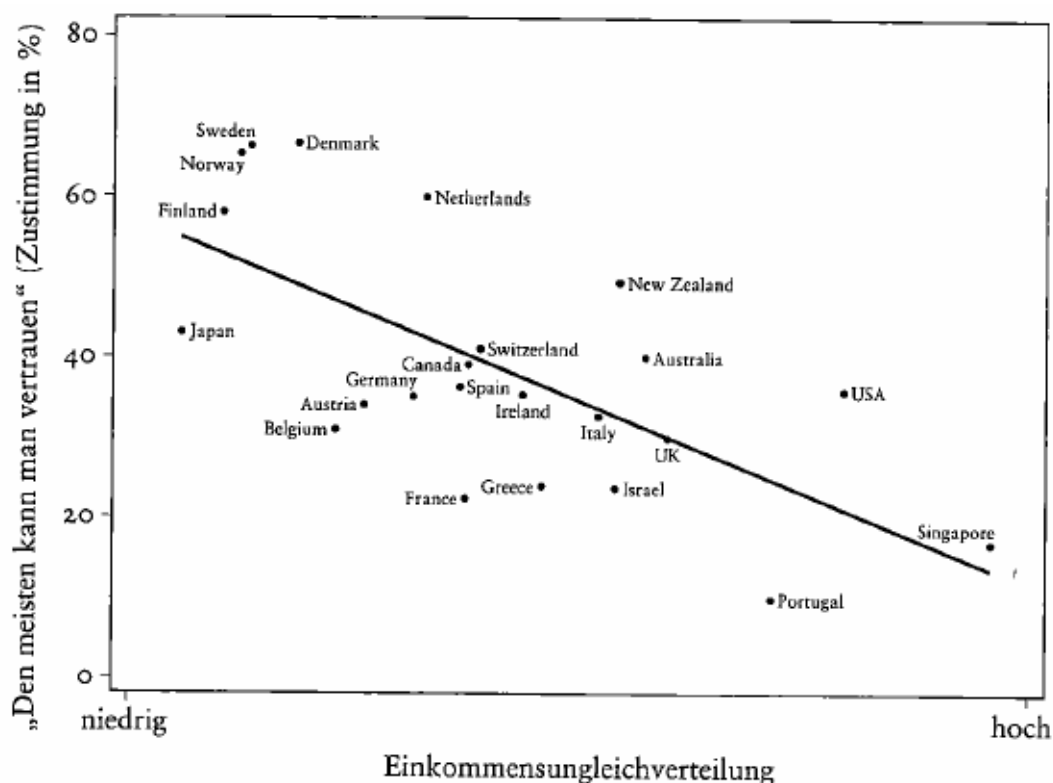
Sobald ein bestimmter Grad an Wohlstand erreicht ist, dürfte die relative Höhe des Einkommens ausschlaggebend für die gesundheitliche Situation sein. Es konnte ein erstaunlich hoher Zusammenhang zwischen Lebenserwartung und dem Anteil am Volkseinkommen, den die ärmeren Haushalte beziehen, nachgewiesen werden. Der Anstieg der Lebenserwartung in einem Zeitraum fiel umso größer aus, je größer der relative Zuwachs

an Einkommen der ärmeren Haushalte war. Nicht wie reich wir insgesamt sind, ist hier der entscheidende Punkt, sondern wie stark die Unterschiede zwischen uns sind.

Die Verschärfung sozialer Unterschiede hat also konkrete lebensweltliche Auswirkungen. Kein Geld zu haben, macht ja nicht krank. Sondern die Alltagssituationen, die mit dem sozialen Status und mit allen damit einhergehenden Prozessen verbunden sind. Die Bedrohung des eigenen Ansehens, Demütigung, Stigmatisierung, die Verweigerung von Anerkennung, soziale Disqualifikation.

Lerne ich den Geschmack vom zukünftigen Leben als Konkurrenz, Misstrauen, Verlassensein, Gewalt? Oder habe ich die Erfahrung qualitätsvoller Beziehungen, Vertrauen und Empathie gemacht? Werde ich schlecht gemacht und beschämt oder geschätzt und erfahre Anerkennung? Ist mein Leben von großer Unsicherheit, Angst und Stress geprägt, oder von Vertrauen und Planbarkeit? Je ungleicher Gesellschaften sind, desto defizitärer sind die psychosozialen Ressourcen. Es gibt weniger Inklusion, das heißt häufiger das Gefühl ausgeschlossen zu sein. Es gibt weniger Partizipation, also häufiger das Gefühl, nicht eingreifen zu können. Es gibt weniger Reziprozität, also häufiger das Gefühl, sich nicht auf Gegenseitigkeit verlassen zu können.

Abb: Vertrauen in Relation zur Einkommensungleichheit



*Abb. 4.1 In Ländern mit mehr Gleichheit sind auch mehr Menschen bereit, ihren Mitbürgern zu vertrauen.*

## **Brennende Probleme: Soziale Schere schadet**

Auf Englands Straßen brennt es. Das kommt nicht aus dem Nichts. Wenn wir uns drei Indikatoren anschauen: Erstens die Gewaltrate, zweitens die Anzahl der Gefängnisinsassen und drittens das Wohlergehen von Kindern. Und dann diese drei Indikatoren mit der sozialen Ungleichheit verknüpfen, die in unterschiedlichen Ländern besteht, dann bekommen wir als Ergebnis: Wo die soziale Schere auseinander geht, dort herrscht mehr Gewalt, dort sitzen mehr Menschen im Gefängnis und dort ist die Lebensqualität der Kinder viel schlechter.

In den USA wird alle drei Stunden ein Kind mit einer Waffe getötet, in England werden über eine Million Gewaltverbrechen in einem Jahr registriert. Das ist wesentlich höher als in anderen Staaten mit ähnlicher Wirtschaftskraft. Je höher die soziale Ungleichheit in einem Land, desto mehr an Gewalt ist zu verzeichnen. Dasselbe gilt für die Anzahl der Personen, die in Gefängnissen sitzen. Auch hier weist England eine extrem hohe Rate auf.

Der Report der UNICEF misst mehrere unterschiedliche Aspekte des Wohlergehens von Kindern: Einkommenssituation, Gesundheitszustand, Bildung, Selbstbestimmung, etc. Das Ergebnis: England weist hier ganz schlechte Werte auf. Je größer die Unterschiede zwischen arm und reich, desto schlechter die Lebensqualität von Kindern. Der Zusammenhang war in jenem Land am stärksten, in dem die höchste Anzahl der Kinder vorlag, die unter weniger als der Hälfte des durchschnittlichen Einkommens im Land lebt. Nicht wie reich wir insgesamt sind, ist hier entscheidend, sondern wie stark die Unterschiede zwischen uns sind.

Denn: Armut ist kein Eigenschafts-, sondern ein Verhältniswort. Es geht immer um relative Ungleichheit, um relative Lebenslagen, um den Vergleich, um Ausschluss, um Kränkung. Armut im Reichtum, Diskriminierung in posanter Gleichheit, abhängige Herkunft bei versprochener Zukunft.

„Premier Cameron bietet uns Grüte und sagt uns dann, sie schmeckt wie Kaviar“, schimpft Jugendarbeiter Sameer aus London. Die Jugendzentren werden geschlossen, die Unterstützung für günstige Wohnungen um 60% gekürzt, die Schulen verfallen, prekäre Jobs breiten sich aus - und die Regierung nennt das dann ihre „Big Society“. Derweil wurden die Gelder in den Finanzdistrikten der City of London verspekuliert oder in den Sicherheits- und Kontrollapparat verschoben. So viel Kameras auf öffentlichen Plätzen gibt's nirgendwo in Europa, dem Gefängnis- und Sicherheitsbusiness geht es prächtig. Und Cameron kündigte an, die sozialen Netzwerke wie Facebook und Twitter zu bekämpfen anstatt die sozialen Probleme im Land. Zumindest eines ist sicher: So werden die brennenden Probleme nicht kleiner.

### **3. Die soziale Schere droht nach Krisen weiter auseinander zu gehen – deshalb müssen wir gegensteuern.**

Die soziale Ungleichheit wird in und nach Wirtschaftskrisen größer, wie der renommierte britische Sozialwissenschaftler Tony Atkinson anhand von vierzig Wirtschaftskrisen beobachtet hat. Der World Wealth Report berichtet bereits wieder von einem Anstieg des Reichtums der Reichsten um 8%, Wir sehen eine zunehmende Ungleichheit innerhalb der

Arbeitseinkommen und gleichzeitig eine wachsende Schere durch wieder steigende Vermögenseinkommen bei wenigen ganz oben.

Wer sozialer Polarisierung mit all ihren negativen Folgen für die ganze Gesellschaft gegensteuern will, muss nicht nur für die Stabilisierung des Finanz- und Bankensektors eintreten, sondern auch für die Stabilisierung des sozialen Ausgleichs.

Angesichts der Entwicklung warnt die OECD vor mehrfachen Risiken: „Zunehmende Ungleichheit schwächt die Wirtschaftskraft eines Landes, sie gefährdet den sozialen Zusammenhalt und schafft politische Instabilität - aber sie ist nicht unausweichlich“, so OECD-Generalsekretär Angel Gurría.

Arbeitslosigkeit, geringe Wirtschaftsleistung, Bankenrettungspakete und die Stützung des Finanzsektors haben große Budgetlöcher geschlagen. Die Schuldenquote der Eurozone sank vor der Krise von 72 % (1999) auf 66 % im Jahr (2007). 2011 nach der Krise aber liegt sie um 20 % höher, bei rund 86 %. Irland oder Spanien hatten vor der Krise Budgetüberschüsse und niedrige Schuldenquoten. Was sie nicht davor bewahrt hat, jetzt unter Druck der Finanzmärkte zu kommen. Und 50.000 mehr Arbeitslose als vor der Krise in Österreich kosten weit über 1 Mrd Euro.

#### **4. Bedrohung durch Beschämung „Stereotype Threat“**

*Soziale Disqualifikation. Abstieg, blockierter Aufstieg*

Ökonomische Benachteiligung führt zu erhöhtem emotionalem Stressaufkommen, konnte Kurt Salentin in seiner Studie „Armut, Scham und Stressbewältigung“<sup>iii</sup> nachweisen. Scham kommt bei der Verarbeitung ökonomischer Probleme eine zentrale Bedeutung zu. Die Furcht vor Bloßstellung und vor dem Verlust des Ansehens wiegt vielfach schwerer als rationale Überlegungen und blockiert die für viele Lösungsstrategien notwendige Mobilisierung sozialer Unterstützung. „Die sozialpsychologischen Folgeeffekte der Knappheit üben dieselben massiven emotionalen Wirkungen aus wie die Knappheit selbst“, so Salentin. Die Betroffenen fürchten, ihr Gesicht zu verlieren, und wissen ihr Ansehen bedroht. Beschämung hält Menschen klein und rechtfertigt die Bloßstellung und Demütigung als von den Beschämten selbst verschuldet. Das ist das Tückische daran. Soziale Scham fordert dazu auf, eine Erklärung für den Sinn der Verletzung zu finden, die man zuvor erfahren hat. „Damit der Akt der Beschämung seinen Zweck erreicht, muss für den beschämenden Mangel die Verantwortlichkeit auf die beschämte Person selbst übertragen werden“, erläutert dazu Soziologe Sighard Neckel.<sup>iv</sup> Beschämung beruhe ja auch darauf, den anderen zum Objekt der eigenen Freiheit zu machen, der damit im gleichen Maße Freiheit und Autonomie verliert. Beschämung ist eine „soziale Waffe“ (Neckel). Beschämung ist entsolidarisierend und spaltet die Betroffenen. Sie wendet den Kampf gegen die Armut zu einem Kampf gegen die Armen.

Kein Geld zu haben, macht ja nicht krank. Sondern die Alltagssituationen, die mit dem sozialen Status und mit allen damit einhergehenden Prozessen verbunden sind. Die Bedrohung des eigenen Ansehens, Demütigung, Stigmatisierung, die Verweigerung von Anerkennung, soziale Disqualifikation – all das ist mit verstelltem Aufstieg oder erzwungenem Abstieg verquickt. Höhere Ungleichheit heißt auch weniger Aufstiegschancen nach oben. Und auch höheres Risiko des Absturzes nach ganz unten.

In Gesellschaften mit hoher sozialer Ungleichheit entsteht ein hoher Stress die potentiellen und realen Demütigungen und Kränkungen adäquat zu verarbeiten. Prozesse der sozialen Disqualifikation sind soziale Belastungssituationen. Reale Abstiegs Erfahrungen, aber genauso die permanente Angst vor dem möglichen sozialen Abstieg, konstituieren ein anderes Selbstverständnis gegenüber sich selbst wie auch gegenüber den anderen. „Meine Kinder sollen es einmal besser haben“ sagten die Eltern, jetzt sagen sie „meine Kinder sollen es nicht schlechter haben“. Ähnlich verhält es sich mit der Erfahrung blockierten Aufstiegs, also der Frustration trotz Leistung und Engagement keine adäquaten Lohn bzw. sozialen Aufstieg zu schaffen.

Die Ökonomen Karla Hoff und Priyanka Pandey<sup>v</sup> veröffentlichten im Auftrag der Weltbank die Ergebnisse eines ungewöhnlichen Feldversuches. Sie legten Kindern, die sowohl aus einer höheren wie aus einer niederen indischen Kaste kamen, Aufgaben vor. In einem ersten Durchgang schnitten die Kinder aus den niederen Kasten leicht besser ab als die aus den höheren. Niemand wusste, wer welcher Kaste angehört. Dann wiederholte man das Experiment. Zuerst mussten sich die Kinder mit Namen, Dorf und Kastenzugehörigkeit vorstellen, dann durften sie die Aufgaben lösen. Das Ergebnis: Die Leistungen der Kinder aus den unteren Kasten waren deutlich schlechter. Gleiches aus den USA bei Sprachtests: Die Leistungen hängen davon ab, wie die Tests präsentiert werden: entweder als Test, um Fähigkeiten abzu prüfen, oder als nicht-diagnostische Erhebung. Bei Erwartung eines nicht-diagnostischen Tests schnitten schwarze Schüler genauso ab wie weiße, beim angekündigten diagnostischen deutlich schlechter. Und wenn die zu Testenden gebeten werden, ihre Gruppenzugehörigkeit anzugeben, in dem Fall, ob sie schwarz oder weiß seien, ändert sich alles. Diejenigen schwarzen Schüler, die aufgefordert wurden, ihre Hautfarbengruppe zu nennen, schnitten deutlich schlechter ab als ihre weißen Kollegen. Diejenigen, die nichts angeben mussten, zeigten dieselben Ergebnisse wie die weißen Schüler. Die Ergebnisse wurden auch bei Vergleichen von Latinos mit Weißen bestätigt. Hier wurden mathematische Fähigkeiten und räumliches Vorstellungsvermögen getestet.

Wenn man eine Gruppe verletzlich macht hinsichtlich negativer Vorurteile, die im gesellschaftlichen Kontext vorherrschen, dann bleibt das nicht ohne Wirkung. Wer damit rechnet, als unterlegen zu gelten, bringt schlechtere Leistungen. »Stereotype threat« wird dieser Effekt genannt, Bedrohung durch Stereotype. Umgedreht heißt das, dass die besten Lernvoraussetzungen in einem anerkennenden Umfeld zu finden sind, dort wo wir an unseren Erfolg glauben dürfen. Statusangst und die Folgen negativer Bewertung sind Lern- und Leistungshemmer.

## **5. Jugendliche ohne Zukunft?**

Die Situation für Jugendliche verschärft sich in Folge der Finanzkrise in ganz Europa. In Griechenland, Irland und den baltischen Ländern klettert die Jugendarbeitslosigkeit auf über 30 Prozent, in Spanien ist mittlerweile nahezu jeder zweite Jugendliche arbeitslos. Insgesamt weisen 11 von 27 Mitgliedsländern der EU eine Jugendarbeitslosenquote von mehr als 25 Prozent auf, 2007 war dies noch in keinem einzigen Land der Fall.

10.000 Jugendliche brechen jedes Jahr vorzeitig die Schule ab. 30.000 Kinder und Jugendliche sind auf Unterstützung der Jugendwohlfahrt angewiesen. 148.000 Jugendliche unter 19 Jahren in Österreich werden als „manifest arm“ bezeichnet, das heißt sie müssen unter sozial bedrückenden Lebensverhältnissen leben.

Trotz gut ausgebautem Sozialstaat sind die Aufstiegschancen von Kindern aus ärmeren Elternhäusern in Österreich unterdurchschnittlich. In Österreich haben wir eine im europäischen Vergleich geringe Jugendarmut, aber nur durchschnittliche Werte bei den sozialen Aufstiegschancen von Jugendlichen aus ärmeren Haushalten. Es ist nicht die Leistung, die zählt, es sind nicht die Kompetenzen, die honoriert werden. Noten werden nach Herkunft vergeben. SchülerInnen aus Haushalten mit geringer Bildung erhalten bei gleicher Leistung die schlechteren Noten. Bei gleicher Lesekompetenz fassen sie die deutlich schlechteren Noten aus. Und umgekehrt bekommen Schüler aus universitärem Elternhaus bei gleichen Kompetenzen die besseren Beurteilungen. Beim Übertritt von der Volksschule ins Gymnasium spielt sich dasselbe ab.

„Wo stehst du, wenn du 30 Jahre alt bist?“, wurden die 15-Jährigen in ganz Europa im Rahmen der PISA-Studie gefragt. Ergebnis: In Österreich trauen sich Kinder aus Familien mit geringem sozioökonomischen Status weniger zu als Kinder aus vergleichbaren Familien in Finnland oder Kanada. Man weiß, wer wohin gehört. Auch wer im untersten Stockwerk eingeschlossen bleibt. In Österreich erwarteten sich die 15-Jährigen, die bereits nach ihrer vermeintlichen Leistungsfähigkeit zugewiesen wurden, deutlich weniger von ihrer Zukunft als in Ländern, in denen soziale Aufstiegschancen besser gewährleistet werden. Aus armen Kindern werden arme Eltern, aus reichen Kindern werden reiche Eltern.

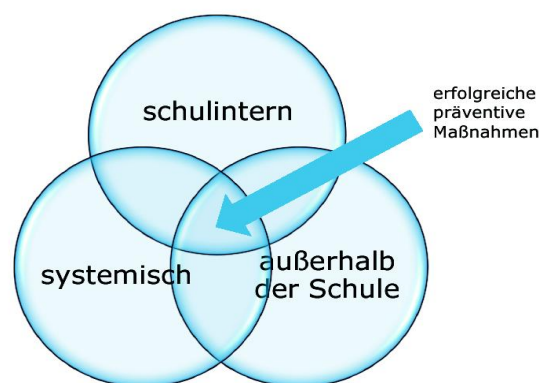
Die Ökonomin Erna Nairz-Wirth unterscheidet drei Felder: den schulinternen Bereich, den Bereich außerhalb der Schule und das systemische Feld dazwischen.

Risikofaktoren **schulintern** sind zu große Lerngruppen, mangelnde pädagogische Kooperation oder nicht vorhandenes Mentoring.

**Systemisch** steigt das Risiko mit nichtvorhandenen ganztägigen Schulformen, dem System des Sitzenbleibens oder mangelnder vorschulischer Angebote.

Und **außerschulisch** läuft es falsch, wenn es keine Elternarbeit gibt, keine Öffnung zur Schulumgebung, zum Stadtteil oder keine Kooperation mit der offenen Jugendarbeit.

Kinder und Jugendliche brauchen besondere Unterstützung und die richtige Hilfe wenn es um die Übergänge zwischen Schule, Ausbildung und Berufsleben geht.





## 6. Wahre Werte: LeistungsträgerInnen

Gerlinde war gerade da. Sie schlägt sich als Gebrauchsgrafikerin durch den Alltag. Ihr dreijähriger Sohn leidet seit seiner Geburt an schwerem Asthma. Seine Betreuung braucht viel Zeit. Das Einkommen ihrer Arbeit ist unregelmäßig und gering. Loch auf Loch zu. So muss sie rechnen, einmal die Miete, einmal das Heizen, einmal das Telefon. Immer gibt es eine offene Rechnung. Kaputt werden darf nichts. Gerlinde leistet Außergewöhnliches, leisten kann sie sich nichts.

Am Abend treffe ich Herbert, jahrelang obdachlos, er macht gerade Alkoholentzug. Für ihn eine große Leistung, wie wir sie uns gar nicht vorstellen können. Heidi arbeitet als Pflegehelferin. Sie hört zu, wäscht, verbindet, bringt das Essen. Die Verantwortung ist groß, das Einkommen klein. Am Abend gibt's dann zu Hause noch den eigenen Haushalt. Alle drei sind beachtliche Leistungsträger. Gerlinde, Herbert oder Heidi kommen aber nie vor, wenn es um „die Leistungsträger“ geht. Um die Mutter mit zwei Kindern, die sich mit drei prekären Minijobs abstrampelt dreht sich's dann genauso wenig wie um den Hilfsarbeiter am Bau, die Frau an der Supermarkt-Kassa oder die schlecht bezahlten Hilfskräfte im Gesundheitssektor.

Wenn als „Leistungsträger“ aber einzig die Bezieher hoher und höchster Einkommen bezeichnet werden, kommt eine Ideologie ins Spiel, die unterstellt, dass es einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen Einkommen und Leistung gäbe.

US-Manager verdienen heute das 500fache ihrer Mitarbeiter. In den achtziger Jahren war es noch das Vierzigfache. Sind Manager jetzt 10mal fleißiger als damals? Und sind die Mitarbeiter um so viel weniger leistungsfähig und fauler als in den achtziger Jahren? Hilfsarbeiter in der Bekleidungsindustrie verdienen weniger als jene in der Erdölindustrie. Leisten sie auch weniger? Wer reiche Eltern hat, erbt viel. Doch: Welche Leistung ist Erben?

Weiters können Löhne ganzer Gruppen von Erwerbstätigen fallen, ohne dass sich etwas an deren Leistung geändert hätte. Die Unterschiede zwischen Reichen und nicht Reichen in Qualifikation und Arbeitszeit sind zurückgegangen, die Einkommensdifferenzen jedoch haben zugenommen.

Hier könnte eingewendet werden: Einkommen richten sich eben nicht nur nach der Leistung, sondern in einer Marktwirtschaft auch nach dem Bedarf. Aber auch das ist wenig stichhaltig. Finden sich doch viele der massiv unterbezahlt erbrachten Leistungen in Bereichen, in denen es um existenzielle Bedürfnisse geht. Wer sich um kleine und größere Kinder, kranke Angehörige, die Wäsche und das Kochen kümmert, verdient nichts, was in der genannten Leistungsträger-Logik nur bedeuten kann, dass sie – oder er – eben nichts leistet. Dass der Lohn für diese Arbeiten gleich null ist, liegt wohl weder an mangelnder Leistung der Betroffenen noch an mangelndem Bedarf an diesen Tätigkeiten. Die Entlohnung einer Tätigkeit hat vor allem mit dem damit verbundenen Status und mehr noch mit Verhandlungsmacht zu tun, mit Nachfrage am Arbeitsmarkt, sozialen Normen, gesetzlichen Regelungen und dem Zufall der Geburt.

Experten der New Economics Foundation, einer unabhängigen Denkfabrik mit Sitz in London, wollten wissen, welche Jobs mehr zum Wohlstand der Gesellschaft beitragen. Calculating the real value, heißt die Studie; übersetzt: Die Berechnung des realen, des wahren Wertes. Bei vielen Jobs im Niedriglohnssektor fällt die Rechnung mehr als positiv aus. In der Kinderbetreuung steht einem Pfund Einkommen ein zusätzlicher Gewinn von 9 Pfund gegenüber – unter anderem, weil Eltern Beruf und Familie besser vereinbaren können, weil Kinder bei guter Betreuung zusätzliche Lernanreize erhalten und so in ihrer Entwicklung gefördert werden. Selbst Reinigungskräfte in einem Krankenhaus tragen laut Studie mehr zum Wohl der Gesellschaft bei. „Für jedes Pfund, das wir ihnen zahlen, generieren sie mehr als zehn Pfund an gesellschaftlichem Wert“, die gesellschaftliche Anerkennung für ihre Leistungen bleibt den Putzkräften aber verwehrt, die Löhne extrem niedrig. Wenn jetzt wieder viel von den „Leistungsträgern“ die Rede ist, Kopf einschalten: Calculating the real value. Rechnen mit den wahren Werten.

## **7. Soziale Investitionen zahlen sich aus – für alle**

Laut Europäischer Kommission ist die Beschäftigung im Gesundheits- und Sozialbereich stärker gewachsen als in anderen Bereichen der Wirtschaft. Zwischen 2000 und 2009 stieg die Zahl der Beschäftigten im Gesundheits- und Sozialsektor um 4,2 Millionen Menschen, das ist ein Viertel des gesamten Beschäftigungszuwachses in der europäischen Wirtschaft. Dieser Wirtschaftssektor generiert zudem etwa 5 % der gesamten wirtschaftlichen Leistung in Europa. Zusätzlich hat die Europäische Kommission mit ihrem aktuellen „Action Plan for EU Health Workforce“ das Problem erkannt, dass die demografischen Entwicklungen Verbesserungen für die derzeitigen Arbeitsbedingungen erfordern, um möglichst viele Menschen in diesem Arbeitsfeld halten zu können, bzw. die Beschäftigung weiter ausbauen zu können.

Soziale Dienstleistungen umfassen eine enorme Bandbreite: Pflege- und Betreuungsleistungen im Kinder- und Altenbereich, Beratungsangebote für Menschen in sozialen Notlagen, oder auch Wohnangebote für Jugendliche, die es im Leben schwerer haben. Nicht zuletzt wird dieses Geld gut eingesetzt, denn jeder verdiente Euro wird von Non-Profit-Organisationen wieder dazu verwendet, neue Dienste für die Schwächsten der Gesellschaft auszubauen.

Das Soziale ist eine Produktivkraft. Die Hilfen für die Pflege der Oma, die Assistenz für Menschen mit Behinderungen und die Betreuung des kleinen Sprösslings sorgen für Wachstum, stabilisieren die Wirtschaft und stiften sozialen Ausgleich. Sie haben Wachstumsfunktion bei Beschäftigung. Sie haben stabilisierende Funktion, weil sie Teilhabe sichern und Nachfrage über den Konjunkturzyklus bereitstellen. Und sie erfüllen die Funktion des sozialen Ausgleichs. Besonders die Dienstleistungen in Pflege, Kinderbetreuung und Bildung reduzieren das Armutsrisiko und verteilen zu den Schwächeren um.<sup>vi</sup>

Allein die Wiener Kindergärten steigern die volkswirtschaftliche Produktion um 520 Millionen Euro. Betrachtet man den gesamten Non-Profit- Sektor, ergibt das eine

beachtliche Leistungskraft. Diese trägt vier Milliarden Euro zur Wertschöpfung bei. Davon machen die sozialen Dienste 40 Prozent und der Gesundheitsbereich 25 Prozent aus. Soziale Investitionen zahlen sich aus. Investiert man eine Million Euro in Kindergärten schafft man 14 bis 15 Vollzeitarbeitsplätze. Dieser Multiplikatoreffekt kann sich sehen lassen: Die Stromwirtschaft weist einen Beschäftigungsmultiplikator von 13 auf, der Bausektor von 11, Tourismus 19.

Soziale Dienste sind auch deshalb konjunkturell interessant, weil sie regional und in strukturschwachen Regionen Jobs schaffen. Sie stützen die Kaufkraft und heben die Haushaltseinkommen. Auch wenn hier noch viel zu tun ist, was Bezahlung und Attraktivität der Jobs angeht. Und nicht zuletzt können Menschen mit Migrationshintergrund von diesem Beschäftigungspotential profitieren.

Insgesamt entstehen bei Kinderbetreuung wie bei der Pflege Win-win-Situationen zwischen Familieneinkommen, Arbeitsplätzen, Frühförderung von Kindern und Entlastung Angehöriger. Hier gibt es viel ungenütztes Potential, das brach liegen gelassen wird.

Investitionen im frühkindlichen Bereich haben das höchste return on investment, zahlen sich am meisten aus. Ein investierter Dollar entspricht einer Rendite von 8 Dollar, hat Nobelpreisträger James Heckmann für die USA errechnet. Bei benachteiligten Kindern beträgt sie sogar 16 Dollar, also eine Hebelwirkung von 1 zu 16. Nie wieder wird man Zukunftsgeld so sinnvoll einsetzen können wie zu diesem Zeitpunkt.

Österreich liegt mit seinen Sozialdienstleistungen unter dem EU-Durchschnitt.

Abb: Beschäftigte im Gesundheits- und Sozialektor in % der gesamten Beschäftigten, 1995-2008

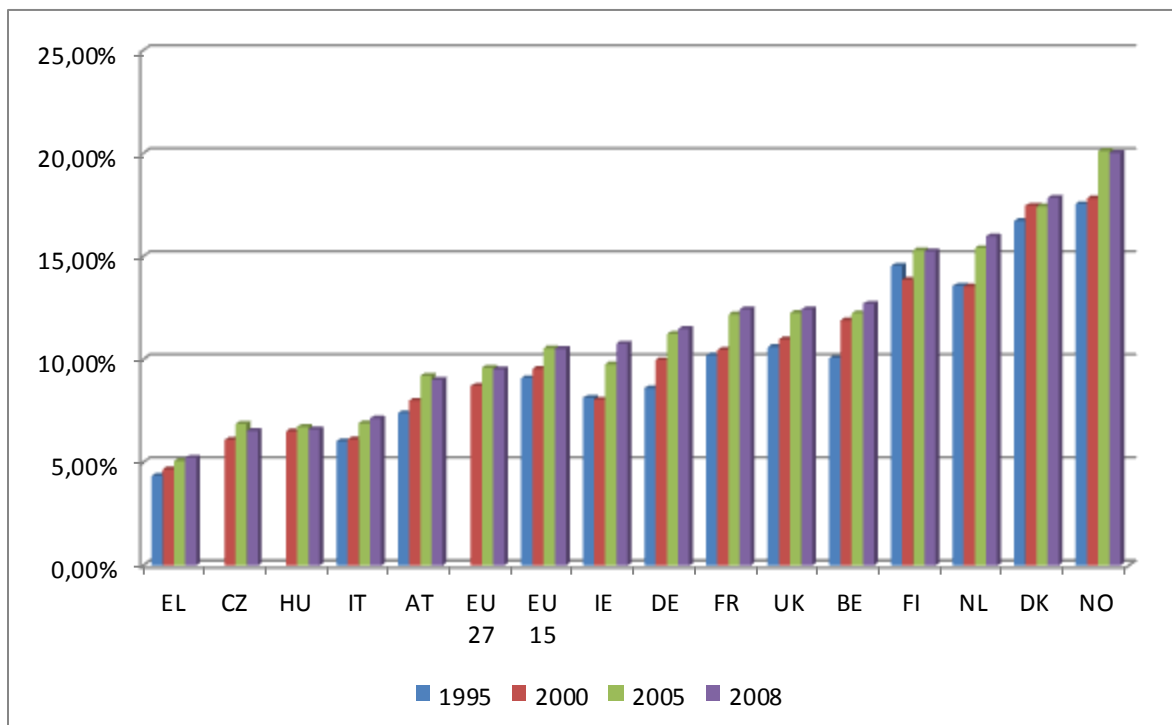


Abb: Sozialwirtschaft als Beschäftigungsmotor

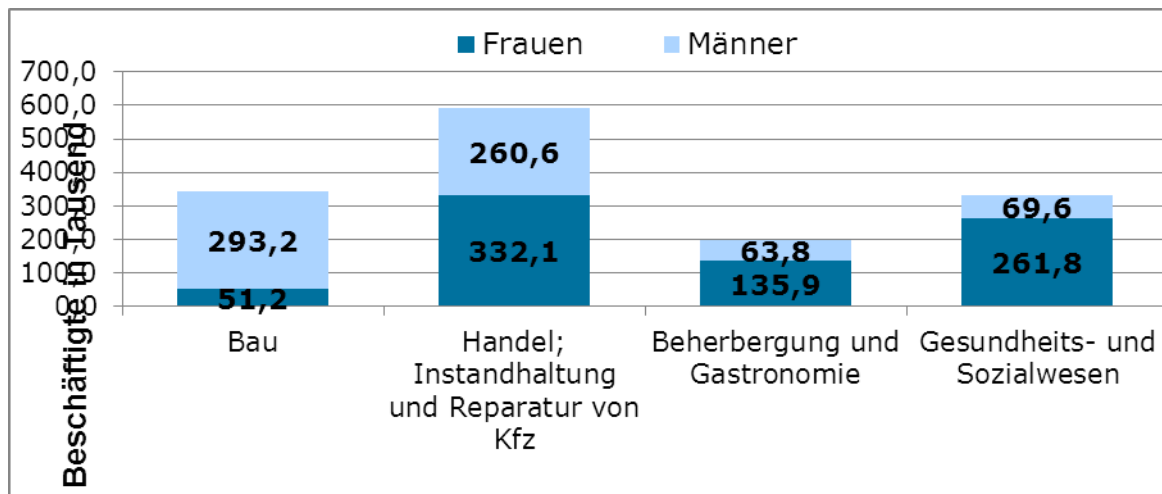
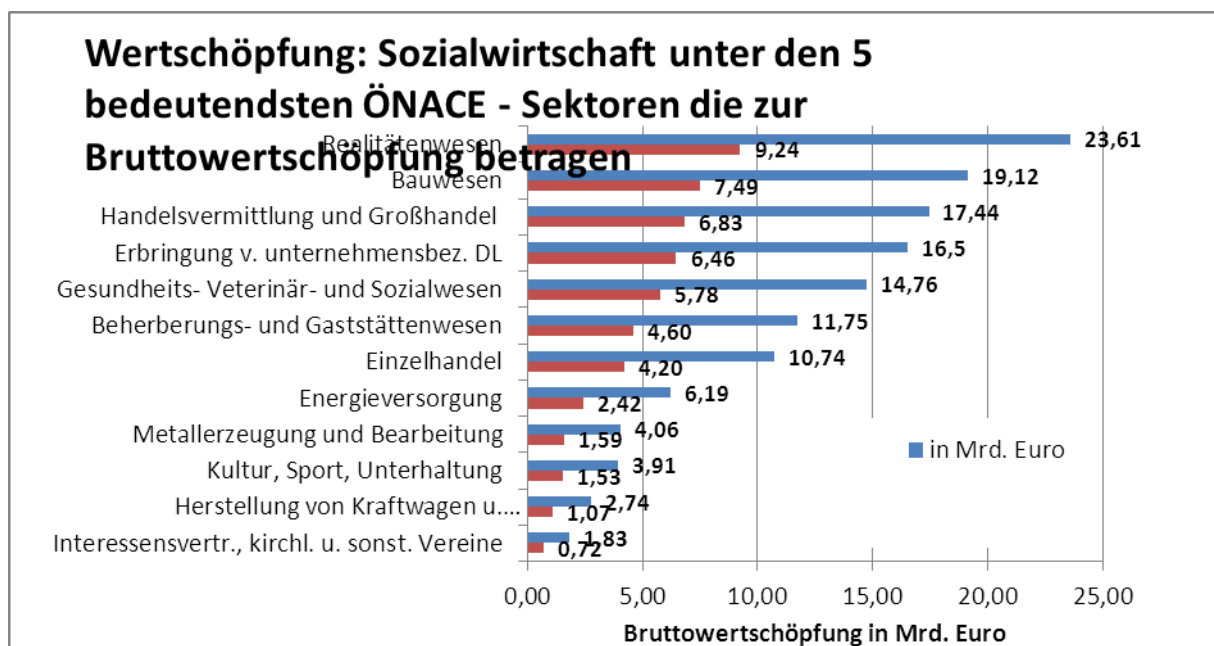


Abb: Sozialwirtschaft unter Top 5 der Wertschöpfung

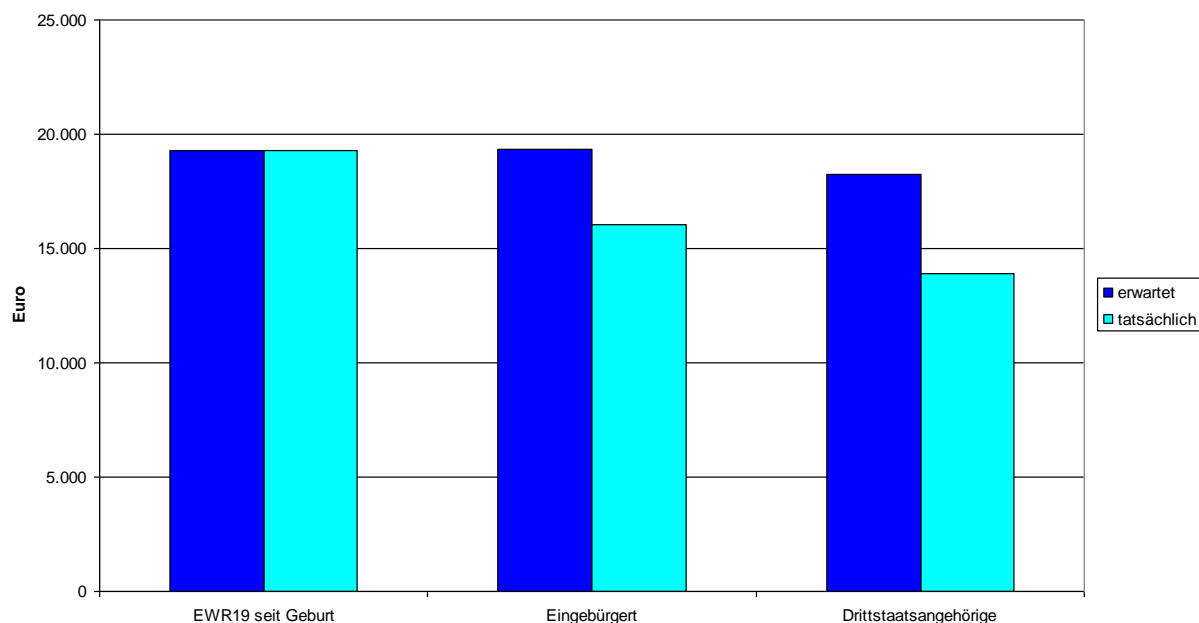


## 8. Schlüssel und Schloss

Deutschlernen sei der Schlüssel zur Integration, heißt es. Die Sache ist aber komplizierter, sonst müssten die Jugendlichen in den Pariser Vorstädten bestens integriert sein, sprechen sie doch tadellos Französisch. Es fehlt an Jobs, Aufstiegsmöglichkeiten, Wohnraum, guten Schulen. Ein Schlüssel braucht immer auch ein Schloss. Die einen investieren nur in Schlüssel, die anderen nur in Schlösser, und dann wundern sich alle, dass die Türen nicht aufgehen.<sup>vii</sup> Alle Untersuchungen zeigen: Für Migranten ist die Verwertung der Bildung ein größeres

Problem als die Bildung selbst. Wenn man nachrechnet, dann sieht man, dass vom gesamten sozialen Unterschied zwischen der Bevölkerung mit in Drittstaaten absolvierter Bildung und der Bevölkerung mit im Inland geborenen Eltern nur ungefähr ein Drittel auf den Bildungsunterschied entfällt, rund zwei Drittel aber auf ungleiche Chancen am Arbeitsmarkt bei gleicher Bildung. Bei der »zweiten Generation« ist der soziale Unterschied nur mehr weniger als halb so groß, verteilt sich aber gleich. Auch da gilt, ein Drittel ist Bildungsunterschied, zwei Drittel sind ungleiche Chancen am Arbeitsmarkt bei gleicher Bildung.

Der aufgrund der Bildungsverteilung erwartete und der tatsächliche Durchschnitt des äquivalisierten Jahresnettoeinkommens 2003 nach Staatsangehörigkeit



Was Integration heißt, ist ein Machtspiel, ein Positionsspiel. Ein guter Indikator dafür, auf welcher Position in der Gesellschaft ich mich befinde, ist die Arbeitssuche. Welcher Personengruppe wird bei Bewerbungsschreiben bzw. -gesprächen der Vorrang vor einer anderen gegeben: Geschlecht, bestimmtes Alter, Aussehen, Auftreten, Akzent. Das entscheidet. Wir sind es gewohnt, andere sozial einzuschätzen: Wie reden sie, wie sind sie angezogen, was lesen sie, welche Fernsehsendungen sehen sie, was essen sie, welche Musik hören sie, welches Auto fahren sie? «Bildung hört man mehr, als man sie sieht. Den materiellen Besitzstand sieht man dagegen eher, als dass man ihn hört», bringt es der Sozialwissenschaftler August Gächter<sup>viii</sup> auf den Punkt. Bei Bewerbungsgesprächen regiert die «gehörte Bildung» mit Namen und Akzent, dann erst die wirkliche Qualifikation. Versuche mit unterschiedlichen Absendernamen bei Bewerbungsbriefen haben die Kriterien für Einladung oder Desinteresse gezeigt: Michael ja, Mustafa nein.

In den letzten Jahren verzeichnete Österreich eine höher qualifizierte Zuwanderung, die kaum wahrgenommen wird. Drittstaatenangehörige müssten ihrer Ausbildung entsprechend eigentlich um dreißig, Eingebürgerte um zwanzig Prozent mehr verdienen. Sie werden weit unter ihrer Qualifikation beschäftigt. Wenn also die wichtige Funktion der

Bildung betont wird, dann muss auch ihre reale Verwertung auf dem Arbeitsmarkt Thema sein. Wenn mehr qualifizierte Zuwanderung gefordert wird, dann muss man zumindest darauf hinweisen, dass es diese seit zwanzig Jahren gibt, sie aber nicht zur Kenntnis genommen wird. Wenn davon gesprochen wird, dass wir ab jetzt nur mehr Hochqualifizierte als Zuwander brauchen, dann muss auf den Widerspruch der großen Nachfrage im Niedriglohnsektor verwiesen werden. Und der Druck zur Sprache kommen, der mittlerweile Bessergebildete dazu zwingt, im untersten Sektor zu arbeiten.

## **Zurück zum Treffen in der Sozialberatungsstelle.**

„Eine arme Frau will ich ganz sicher nicht genannt werden“, meint Marianne beim Treffen. „Arm sein, das klingt, als hätte ich nichts Anderes zu bieten als die Tatsache, dass ich mit wenig Geld auskommen muss.“

Das Schlimmste an der Armut ist, dass man arm ist - und weiter nichts. Das einzige, das die anderen an mir sehen, ist meine Armut. Der Umstand der Armut definiert mich und sonst nichts. Ich bin der Blick der anderen. Ich bin das Objekt der Anschauung. Ich bin Armut. Das führt zu gar nichts. Es verwandelt aktive Menschen in immerwährende Opfer, passive Almosenempfänger, Zielscheiben von Treffsicherheit, in Objekte öffentlicher Moralisation, in gute und böse Arme, würdige und unwürdige.

Niemals aber wird das sichtbar, was Marianne noch alles ist, was sie tut und was sie sein kann. Wie sie handelt, als Person, als Frau, als Mensch, als Mutter, als Organisatorin, als Musikerin.

Immer und immer wieder kommt das zum Vorschein. Wenn man Menschen auf Augenhöhe begegnet, ernst nimmt, Raum gibt, an ihre Möglichkeiten glaubt, dann können sie wachsen. Das ist wie eine Inventur der verborgenen Talente. Das ist etwas vom guten Leben. Denn es geht nicht nur darum, was Menschen haben, sondern immer auch was sie tun und sein können.

---

<sup>i</sup> Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede, 1982

<sup>ii</sup> vgl Richard Wilkinson and Kate Pickett: The Spirit Level. Why equal societies almost always do better, 2009.

<sup>iii</sup> Kurt Salentin: Armut, Scham und Stressbewältigung, 2002.

<sup>iv</sup> Sighard Neckel: Die Macht der Stigmatisierung. Status und Scham, in Die Armutskonferenz (Hg), Schande Armut. Publikation zur 7.Österr.Armutskonferenz, 2008, S.22

<sup>v</sup> Karla Hoff und Priyanka Pandey: Belief Systems and Durable Inequalities: An experimental investigation of Indian caste, Policy Research Working Paper, World Bank, 2004.

<sup>vi</sup> Nikolaus Dimmel, Karin Heitzmann, Martin Schenk: Handbuch Armut in Österreich, Studienverlag, 2009.

<sup>vii</sup> Eva Maria Bachinger und Martin Schenk: Die Integrationslüge. Antworten in einer hysterisch geführten Auseinandersetzung, Deuticke, 2012.

<sup>viii</sup> August Gächter: Richtig über soziale Mobilität reden. Arbeitspapiere Migration und soziale Mobilität, Nr. 4, 2007.

---

### **Zum Autor**

*Martin Schenk, geb. 1970, Studium der Psychologie an der Universität Wien, ist Sozialexperte der Diakonie Österreich und Mitinitiator der österr. Armutskonferenz. Seine Schwerpunkte sind welfare policy, Gesundheit und Kinder/ Jugend. Schenk ist Mitinitiator zahlreicher sozialer Initiativen: „Hunger auf Kunst und Kultur“ (Kultur für Leute ohne Geld), Hemayat (Betreuung schwer Traumatisierter), lange Jahre Arbeit mit Wohnungslosen, der Begleitung von sozial benachteiligten Jugendlichen und der Flüchtlingshilfe, Lehrbeauftragter am Fachhochschul-Studiengang Sozialarbeit am Campus Wien. Aktuell erschienen: Bei Deuticke „Die Integrationslüge. Antworten in einer hysterisch geführten Auseinandersetzung“, 2012; „Es reicht! Für alle! Wege aus der Armut“, 2010; im Studienverlag „Handbuch Armut in Österreich“, 2009; und im Mandelbaum-Verlag „Abbilder der Folter. 15 Jahre Arbeit mit traumatisierten Flüchtlingen“.*